

Das Fahnenlied

Autor(en): **Frey, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 14

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669524>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Fahnenlied.

Von Hans Freh.

Durch die Straßen hallt der schwere Schritt marschierender Truppen. Den Blick schräg zur Erde, die Faust am Gewehriemen, so schreitet Glied um Glied.

Du spürst die Müdigkeit, im Kopfe ist ein leises Schwindelgefühl, und in den Beinen rinnt das Blei der Stunden — beschwert die Füße.

Schritt um Schritt — manchmal stolperst du leicht, trittst dem Vordermann in die Fersen — schwankst vielleicht einmal seitwärts, aber da ist dein starker Nebenmann, der den Stoß ausgleicht und dir die Richtung gibt. Als würden die Schultern gespalten, so sägt sich der Tornisterriemen langsam ein — schneidet dir die Arme weg. Jegliches Gefühl schwindet, kaum daß du die Faust zu öffnen vermagst.

Die Kehle ist ausgetrocknet und brennt, — Staub und Sand klebt dir an der Zunge. Der Atem geht schwer und pfeifend — in den Ohren braust das Blut und die öde Musik stampfender Schritte. Dein Blick ist gebannt vom Wogen marschierender Menschen — kaum daß du ihn lösen kannst vom grauen Gleichmaß, dem auch du, wir alle, verfallen sind und damit der langen, langen Straße Meter um Meter abringen.

Da — weit hinten in den Kolonnen — fliegt es auf, hörst du's, ein Ton zittert und verklingt über den wogenden Helmen? Nein — doch nicht — er klingt weiter, zwei Stimmen sind's, dann drei — vier, die ihn aufnehmen und von Glied zu Glied weitergeben. Einer Brandung gleich fühlst du's nahen, warm und erlösend aus dumpfer Gebundenheit. Schon flammt es durch die Reihen — schlägt über dir zusammen, eilt nach vorn weiter, und du stimmst mit ein in das Lied, das uns alle eint und einer müden, aber tiefen Begeisterung hingibt. Das Lied, das einer frohen Botschaft gleich in den hellen Abendhimmel aufsteigt:

Es flattert eine Fahne
Dem Bataillon voran.
Und unter ihr marschieren
In Kompagnien zu Bieren,
Im Gleichschritt Mann für Mann.

Morgendämmerung im Walde. Kalt und eisig stehn die mächtigen Tannen in ihrer weißen, erstarrten Rauhreiflast — uralte Männer, deren einstmaliges grünes Leben unter Winterpanzern eingeschlafen und erstorben scheint. Keine Bewegung in dieser Stille, nur hier und dort stäubt ein Schneeschleier von den Ästen und sinkt in den

grauen Nebel, der zwischen den Stämmen weht und alle harten Linien seltsam weich verwischt. Über den Wipfeln zittert ein milchiges Licht. Ob die Sonne aufgeht?

Mann an Mann steigt unsere Patrouille den Wald hinauf — vorüber an den Laufgräben, den Unterständen. Gemächlich — aber ausdauernd im Tempo.

Ohne viele Worte geht es unter den grauen Schirmen dahin, zwischen den Stämmen durch dem Grate zu, den wir in Bälde erreichen müssen. Ein kühles Windlein flattert durch die dampfende Uniform und läßt uns leicht frösteln, wir werden gleich oben sein.

In langen Schleppen streicht der Nebel wie Rauch, vom Winde getrieben durchs Unterholz und gibt ständig eine stärkere Helle frei.

Wir ahnen etwas Schönes und hasten und hezen los, keiner will zurückbleiben.

Ja, Heimat, du schenkst uns dein Bild im Morgenlicht: aus dem wogenden, brandenden Meere in den Tälern steigen unsere Berge gleich mächtigen, fernen Inseln in den gleißenden Himmel auf. Blaue Türme und Zinnen, Dome in ewigem Schnee — so reiht sich Gipfel an Gipfel. Von weit im Osten bis tief in den Westen ein starker Wall — eine dräuende Festung.

Bist du's — unsere Heimat? Unser Vaterland? Grüßest du deine Söhne, deine Soldaten? Ist es dein Anruf an uns, die wir oft verzagen möchten und dem Gleichschritt der Tage so bald erliegen — so rasch mutlos werden?

Seht doch das weite Land! Wollen wir nicht danken und wachen und für diese Heimat ein Opfer bringen?

Kameraden, wollen wir nicht unser Lied singen im Namen aller, die in der noch grauen Niederung ihre Pflicht tun und für alle jene, deren Stirnen gleich uns im Frühlicht baden und deren Herzen brennen im Angesichte unserer Heimat?

Ob Winter, Wind und Wetter — Kälte und Frost uns plagen und zerschneiden mit ihren grauen Messern und brausenden Stürmen, mit geballten Wolken und fallendem Schnee — ob die Erde beinhart gefroren unsere Pickel und Schaufel feindlich abweist, einer von uns trägt dich in Treue mit, als letzte, allerletzte Notration des Herzens —!

Und jeden von uns streifst du leise und warm — daß wir einander anschauen, einen Augenblick

innehalten müssen: so als rauschten die Wälder der Heimat darein und orgelte der Föhn von unsern Bergen — solch frohe Kraft fühlst du wachsen und in dir groß werden.

Und — Kameraden — singen wir die letzten Worte unseres Liedes — ist es nicht, als schläge eine schwere, dunkle Glocke ihre Stunde ins notvolle Land — pochte an das Herz jedes Soldaten und forderte die letzte Prüfung: die Hingabe. Und wir horchen und lauschen, und keiner weiß, wie diese Stunde ihn treffen wird.

Ob unsere Heimat die grüne Insel inmitten

des Aufruhrs bleiben darf und die Brandröte ennet den Gemarkungen loht? Wer weiß es?

Und sollte es nicht sein, Kameraden — dann, o Lied, gib uns die Kraft, daß wir zu dir halten und deiner Worte — der Heimat und des vergossenen Blutes aller Vorfahren uns würdig erweisen —.

Wohlan, nun mag die Fahne
Im Sturm der Tage wehn!
Gott, schütz das Land vor Brande;
Doch mehr noch uns vor Schande,
Wenn wir im Feuer stehn!

(Sans In der Sand).

Soldatenlied.

Nebel deckt das Land,
Krieg und Nacht, —
doch wir stehen Hand an Hand,
halten mit den Sternen Wacht.

Hinter jedem Hang,
Bühl und Holz
stehn der Eidgenossen viel,
todeswild und stark und stolz.

Harrn in Heimlichkeit
und Geduld
einer menschengeschönern Zeit,
ohne Haß, in kühler Huld.

Wenn die Primel blüht
und der Hauch
mit den Herden seewärts zieht,
blüht der Weltensfriebe auch.

Nebel deckt das Land,
tiefe Nacht,
doch wir gehen Hand in Hand,
denn wir stehn in Gottes Macht.

Arnold Burgauer.

Der Landstreicher.

Von Felix Rheintaler.

Eines Morgens gegen Ende April, als die Nächte schon wieder lenzlich mild geworden waren, stieß ein junger Stadtpolizist in einem Materialschuppen eines Außenquartiers auf einen Mann, dessen ganze Erscheinung dazu angetan war, den Hüter der öffentlichen Ordnung stuzig zu machen und seinen Verdacht zu erregen. Der Alte lag lang hingestreckt in einem Haufen Stroh, das Gesicht in den einen Arm gedrückt, und sein Schnarchen sägte unentwegt durch die morgendliche Stille. Kein Zweifel, man hatte es mit einem jener unausrottbaren Landstreicher zu tun, die sich mit ihrem unruhigen Blute um diese Jahreszeit wieder auf die Beine machten. Arme Teufel alle, gute Kerle die meisten, ach ja, aber sie verlegen sich notgedrungen oft auf den Bettel, und es ist Sache der Polizei, auch hier zum Rechten zu sehen.

Der Polizist zerrte also den Alten sachte aus dem Schlaf und aus dem Stroh, schob den Verdachten vor sich her durch das Schuppentor in die Helle des Morgens und forderte ihn pflichtgemäß auf, seine Papiere vorzuweisen.

„Papiere“, brummte der Alte, während ihm ein Guß Sonnenlicht ins verschlafene Gesicht prallte, „habe ich keine bei mir“. Dabei blickte er verlegen und hilflos auf seine Schuhe, die schräg abgelaufen und dick überstaubt waren. Gleichzeitig fuhr er mit der einen Hand durch die Luft, wie einer, der vieles vorzubringen hat, aber das rechte Wort nicht findet.

„Dann — kommen Sie bitte mit,“ befahl der junge Mann in Uniform.

Es war um die achte Morgenstunde, zu der Zeit also, wo die Straßen und Plätze der Stadt von Fahrzeugen und Fußgängern wimmeln. Die Bauern der umliegenden Dörfer fahren zum Markte, die Bauarbeiter streben ihren Bauplätzen zu, die Verkäuferinnen hasten nach ihren Läden und Magazinen, und das Heer der Büroangestellten wälzt sich in wogenden Menschenströmen stadteinwärts.

Mitten durch dieses morgendliche Getriebe schritten der Polizist und der Landstreicher Seite an Seite, sozusagen im gleichen Schritt und Tritt: ein junger Mann mit blitzenden Messing-